Der Sonntag

Unterhaltungs-Beilage der Saar-Zeitung

Selbstachtung — Selbstgefühl

Ein jeder gibt den Wert sich selbst. Wie hoch ich mich selber anschlagen will, das steht bei mir. Denn so hoch gestellt ist keiner auf der Erde, daß ich mich neben ihm verachte.

— Den Menschen macht sein Wille groß und klein!

Schiller — Wallenstein.

Der große Wissende um alle Höhen und Tiefen in des Menschen Brust — Schiller — hat sich allzeit zu der Auffassung bekannt: Selbstachtung ist der Inbegriff allen ethischen Lebens und jeglicher Kultur. Wer ohne Selbstachtung, ohne Selbstgefühl ist, spürt keine Ehrfurcht, er ist ohne den göttlichen Funken, ohne schöpferische Kräfte — allein von tierischen Trieben erfüllt.

In seinem Wallenstein läßt er den Oberst Buttler die Worte sprechen: „So hoch ist keiner gestellt auf dieser Erde, daß ich mich neben ihm verachte — ich selber bestimme meinen Wert!"

Ein Geschöpf, das keine Selbstachtung besitzt, verdient daher nicht, Mensch genannt zu werden, und ein Mensch, der seine Selbstachtung aus Schwäche verlor, verdient es noch viel weniger.

Gewiß, wir sollen Selbstachtung und Selbstgefühl nicht mit Hochmut verwechseln und uns in dem Glauben verstricken: wir sind nach göttlichem Bilde geschaffen, und also sind alle Voraussetzungen für uns erfüllt. Hochmut ist stets mit sich zufrieden. Er bespiegelt sich in dem Glanz seiner oft eingebildeten Leistungen oder er sieht in bürgerlich-satter Zufriedenheit abends geruhsam auf sein kleines Tagewerk, um voller Bewunderung vor sich selbst zu entschlummern.

Selbstachtung dagegen wird immer fordern. Wer sie besitzt, trägt den Marschallstab in der Tasche, nach seinem eigenen innersten Gesetz muß er ihm nachstreben, ob er will oder nicht.

Der Begriff, den er von sich selber hat, zwingt ihn immer wieder, sich auf das Höchste und Letzte auszurichten. Mag er auf dem Wege dorthin straucheln und irdisch sein, wie nur je einer von uns — auch dieser Trieb ist von Gottes Hand in uns gelegt worden, als Widerpart, an dem wir unsere Kräfte erproben müssen. Entscheidend ist nur das tiefste Wollen — das „Sich-wieder-aufrichten-müssen"! Nach einem schweren Katzenjammer wird er zu neuen Taten erwachen — der lodernde Zorn über die eigene Kleinheit wird ihn reinwaschen von seiner Schuld — seine Seele wird sich wie ein Feuervogel erheben und nicht dulden, daß sie noch länger im Staube liegt.

Der Mensch ohne Selbstgefühl und Achtung vor sich selbst wird wohl anfangs auch einen Katzenjammer durchmachen, wenn böse Dinge hinter ihm liegen. Doch seine moralischen Kräfte reichen zu ihrer Ueberwindung nicht aus. Nur zu bald ist der Augenblick da, wo er sich eingesteht: „Wozu das alles? Ich habe ja doch keine Kraft mehr, was bin ich eigentlich in dieser Welt? Ein Stückchen Nichts, ein Niemand, unsauber, unbegabt, vom Unglück verfolgt — also, mir ist schon alles egal." Er gibt den Kampf gegen sich selbst, den schwersten, den wir auszufechten haben, widerstandslos auf und verkommt in der Gosse.

Wer sich selbst verachtet, kann auch den anderen nicht achten. Er wird einfach nicht begreifen, daß in anderen Herzen andere, wertvollere und höhere Gedanken wohnen, die zur Reinheit streben und ihren Schöpfer suchen.

Und ist Selbstgefühl nicht doch Eitelkeit, Ueberheblichkeit, die sich über die anderen stellt ohne Grund? Dürfen nicht nur jene Erdenbürger Selbstgefühl äußern, die etwas Großes vollbracht haben? Etwas, das sie turmhoch aus der Masse heraushebt?

„Nein, und tausendmal nein! Der kleinste Mann, die einfachste Frau besitzen es, wenn ihr Blut, ihre hochgeartete Rasse sie unbewußt mit dem Gefühl durchströmen: „Niemand ist so hochgestellt auf dieser Welt, daß ich mich neben ihm verachten müßte!"

Ohne diese Selbstachtung sind wir steuerlos. Wohin treiben wir, wenn nicht zuerst der Glaube an uns selbst, an unsere Kraft, unsere schöpferische Fähigkeit, unsere Sendung in der Kette der Geschlechter den Boden bilden, auf dem wir unsere Saat auspflanzen? Wir trieben ins Wesenlose. —

Nichts, gar nichts hat Selbstachtung mit Unbescheidenheit zu tun. Unbescheiden ist nur der Dumme, nur er rühmt sich der Taten, die keine sind, und eines Lebens, das er selbst nicht meistert. Selbstachtung kann, wenn es angebracht erscheint, ohne zu erröten von den eigenen Fehlern wie von den eigenen Tugenden und von den eigenen Leistungen sprechen. Sind sie doch Arbeit und Aufgabe des Daseins, wie sollte man sich ihrer schämen, oder sie verbergen müssen? Niemals!

Je klarer, je sittlicher unsere Persönlichkeit ausreift, um so mehr wird sie jenes innere Gleichgewicht halten, das ausbalanziert wird von der Achtung vor sich selbst, von dem Wissen um die eigenen Verpflichtungen, die gebieterisch fordern, daß die Augenblicke der Schwäche immer seltener werden.

Ein Mensch mit Selbstachtung kann niemals abtrünnig werden, möge er mit den Füßen noch so sehr im Erdreich wurzeln, Geist und Seele müssen hinauf in jene lichten Höhen, wo Gott selbst die feinsten letzten Fäden unserer Herzen in seinen Händen hält.

Iris.

Foto: Aufsberg

Pfiffikus mit dem vorwitzigen Jünglein

Aus dem Tagebuch einer Schallplatte

Von Christoph Walter Drey

Kann eine Schallplatte nicht tönen, sprechen, singen, Klänge weitergeben, sobald das Schicksal sie um ihre eigene Achse dreht? Kälte und heiße Bäder, Feuchtigkeits- und Luftkuren muß sie erdulden, bis sie wunderbar schwarzglänzend, in der Mitte mit blauem oder rotem goldbedrucktem Papier versehen, zum Lager gegeben wird. Sie ahnt noch nichts von jenem kleinen Bestellzettel, der sie anfordert. Das Leben tritt an sie heran, als die grellen Lampen des kostbar ausgestatteten Ladens ihr neugierig durch den Papierausschnitt lugendes Etikett treffen.

„Ach, bitte, Fräulein, wollen Sie mir diese Platte vorspielen —?"

Die Schallplatte erschrickt. Warum nimmt man die Papierhülle von ihrem blanken Körper? Plötzlich kreist sie auf einem Fleck. Sie möchte flüchten, doch ein Metallstöpsel klammert sie an das kreisende Rund. Nun senkt sich ein blitzendes Ding mit spitzer Nadel auf ihren Rand.

Sie landet auf dem Geburtstagstisch eines jungen Mädchens. Am ersten Tage wird sie vielen Menschen gezeigt, muß sie wohl ein Dutzend Mal ihre beiden Lieder singen.

An einem anderen Abend ist das Licht sanft. Zwei Menschen sprechen gut und leise miteinander. Neugierig bemerkt die Platte, wie sie tun, wovon sie nur zu singen versteht: sie küssen einander. „Ach, wir wollen die neue Platte nochmal hören!" Wieder surrt das Laufwerk, nähert sich ihr die Nadel, kommt das erwartungsvolle Zittern des ersten Kreisens — die beiden jungen Menschen haben sich an den Händen gefaßt und vergessen nachher, die Platte abzunehmen. Schon kratzt die Nadel tiefe Schrammen ins Etikett. Ein übles Gefühl!

„Schrecklich!" ist das nächste, was die Schallplatte nach Wochen hört, als wieder eine große Gesellschaft beisammen ist, und sie ganz unbeachtet ihr Lied gesungen hat. „Man kann den dummen Schlager einfach nicht mehr hören! Ich werde die Platte Onkel Emil schenken."

Aus der Platte wird ein liebloses zusammengewürgtes Paket, das an einem sonnigen Tag in den Schrebergarten hinausgeschleppt wird. Da stehen Onkel Emil, seine Frau und sechs Kinder um den Tisch.

Eigentlich findet es die Schallplatte in der Schrebergartenlaube viel gemütlicher, als in dem feinen Hause. Es riecht Sonntags nach Kaffee und Kuchen. Die Familie ist so glücklich bei der Musik. Sie gibt ihr Bestes. Bis der große Spektakel losgeht.

„Ist ja schrecklich mit dem Geplärre!" poltert ein Mann in der Kaffeerunde. „Kein bißchen Nachmittagsschlaf kann man in seinem eigenen Schrebergarten halten! Wenn Sie nicht endlich aufhören, bringe ich Sie zur Anzeige!"

Die Schallplatte kommt zwischen den Einzug der Gladiatoren und Wien, du Stadt meiner Träume und schämt sich.

„Na, endlich Ruhe!" murmeln die anderen. „Man hält es ja bald nicht mehr aus, so oft ran zu müssen."

„Oh, bitte, ich finde das Leben schön!" meint sie dann.

„Schön! Haha!" machte der Einzug der Gladiatoren. „Daß ich nicht lache! Wenn man zu viel lebt, Kleine, ist man bald ganz hinüber. Na ja, Sie mit Ihrem leichten Schlager — aber ich habe einen wuchtigen Marsch herzugeben, das hält auf die Rillen — — —"

Auch Wien du Stadt meiner Träume hat etwas zu melden: „Unerhört, mit so einem gewöhnlichen Schlager in unseren Kasten zu kommen. Ich vertrete doch schließlich die Kunst!"

Doch was nützen die Meinungsverschiedenheiten, wenn das Schicksal eine Entscheidung fällt. Die Schallplatten werden plötzlich wach, als etwas in der Schrebergartenlaube klingt, das nicht sie sind.

„Pfui!" macht Wien, du Stadt meiner Träume, „natürlich diese unlautere Konkurrenz — Radio!"

„Radio!? Was ist denn das?" fragt die Schallplatte schüchtern.

„Pah — Musik ohne Grundlage, nur aus der Luft. Ein wahrer Hexenspuk. Das ist genau wie wir, auch künstlich — aber wir sind ausgeschaltet, überflüssig, Altmaterial. Das ist der Dank!"

Menschenstimmen nähern sich dem Kasten. Er wird geöffnet.

„Nee, mein Guter, die ollen Kamellen kann ich nich in Zahlung nehmen. Aber ich will Ihn'n 'n Tip geben: Versatzamt. Da werden Se bei noch immer los. Mit dem Klönkasten da zusammen kriegen Se vielleicht 'n Zehner!"

„Versatzamt!" stöhnen Dichter und Bauer. „Gräßlich! Da waren wir vor zwei Jahren schon einmal. Und wir sind klassisch!"

Auf dem Versatzamt sieht man sich wieder.

„Zum Ersten, zum Zweiten, zum Dritten — na, keiner? Hundertdreiundzwanzig reizende Schallplatten, viele Tonfilmschlager und auch Klassisches geeignet für Gastwirtschaften — —"

„Dreißig Mark — — ab dafür — —"

Ein Arbeiter hebt einen Stoß von oben ab, ein weiterer kommt ins Rutschen. Es scheppert kläglich auf dem Holzboden.

Der dicke Mann fährt den Arbeiter unwirsch an: „Wie können Sie meine Musik fallen lassen! Nun sammeln Sie aber die Stücke sauber auf!

Die kleine Schallplatte kann nichts mehr sagen. Ihre Scherben kommen über ein Stück von Wien und ein Stück Zirkusmusik. Nur von den kleinen Kratzern auf den einzelnen Scherben kann man, wenn man sie mühevoll zusammensetzt, noch eben das Tagebuch ablesen, ehe sie in der Fabrik wieder eingeschmolzen werden — — zu einem neuen Leben — zu einem neuen Lied — — —.

Zur guten Stunde

Wenn zwei Hochzeit machen – freut sich der Dritte!

Ehefrauen haben ein wunderbares Geschick, gerade dann, wenn kein Geld aufzutreiben ist, zu entdecken, daß der vorjährige Mantel an den Manschetten ausrauhe und wirklich nicht mehr getragen werden könne, daß für das Kindlein Schulkleid und ein Paar Ueberschuhe außerordentlich dringend beschafft werden müssen und die Gasrechnung vom vorigen Monat auch noch unbezahlt ist.

Mißgestimmt saßen wir am Kaffeetisch. Der Brotmann hatte am Morgen wieder kein Geld bekommen können und den weiteren Kredit gesperrt. Leider besitzt er eine markerschütternde Stimme — die Mieter im ganzen Haus mußten allmählich über unsere Finanzlage unterrichtet sein. Es läutete — schreckensbleich sahen wir uns in die Augen: wieder ein Gläubiger? Vielleicht der Gasmann? Die Wäscherechnung? Als es nochmals heftig klingelte, wagte ich zu flüstern: „Es wird wohl die zweite Post sein —" Gertrud erhob sich und ging entschlossen zur Tür. Sie kam mit einem eingeschriebenen Brief zurück — ha, von meinem Verleger! Aufgeregt malte ich meinen Namen auf die Bestätigung und sagte: „Sicher der erbetene Scheck —"

Als meine Frau von der Tür zurückkam, saß ich völlig zerschmettert am Tisch. Sie nahm den vor mir liegenden Brief — — —

„Der Absatz Ihres Romans hat nicht den erwarteten Erfolg gehabt. Wir können Ihnen keinen weiteren Vorschuß bewilligen. Es sind gerade soviel Exemplare verkauft, daß von den bereits gezahlten fünfhundert Mark einhundertdreiundzwanzig Mark und achtzig abgerechnet werden können — —"

Soweit gut, aber es kam ein Nachsatz: „Wir ersuchen Sie, den zuviel gezahlten Betrag in Höhe von dreihundertsechsundsiebenzig Mark und zwanzig innerhalb von fünf Tagen auf unser Bankkonto zurückzuzahlen. Unsere eigene bedrängte Lage würde ein gerichtliches Vorgehen nötig machen, falls Sie in dieser Frist nicht zahlen."

„So", sagte meine Frau, „das kann nur einem Schriftsteller passieren! Wozu machst du einen Vertrag mit den Leuten, wozu gibst du ihnen dein Buch, wenn sie nachher noch Geld dazuverlangen!"

„Verzeihung — du weißt genau, daß kein anderer den Roman haben wollte!"

„Andere verdienen Hunderttausende mit ihren Büchern! Warum schreibst du keine Filme?"

Jetzt schrillte die Fernsprechglocke. Ich sagte schüchtern: „Hallo —"

„Hören Sie mal, erklärte eine Baßstimme, „mir wird Ihr Name von meinem Freund Caspar Haumi genannt. Er meint, Sie seien der richtige Mann, um mir ein Hochzeitspiel zu schreiben."

Der Silberstreif! Mit Würde betonte ich: „Das ist meine Spezialität! Ich bin zwar im Augenblick stark mit Arbeiten überhäuft, aber wenn Sie sich zu mir bemühen, können wir ja sehen, was sich machen läßt."

„Gut — in einer Stunde bin ich bei Ihnen!"

Wir stellten uns einträchtig wie ein verliebtes Brautpaar auf den Balkon, um unseren Auftraggeber zu erwarten.

Er entstieg pünktlich vor unserer Haustür einem Mietauto und kam schnaufend die vier Treppen hinauf. Ich saß am Schreibtisch, sämtliche abgelehnten Manuskripte bergehoch um mich aufgeschichtet und war gewaltig beschäftigt. Meine Frau bot dem Besucher im Nebenzimmer einen Stuhl an. Zehn Minuten später öffnete ich die Tür, wie es Aerzte tun, wenn ein Patient wartet und sagte: „Bitte schön — ich habe mich für zehn Minuten freigemacht. Es ist furchtbar! Mein Verleger drängt auf ein neues Werk. Sehen Sie, hier: siebenundzwanzig Briefe von Zeitungen, die eine Arbeit wünschen, der Tonfilm hat Bedarf an Stoffen und für drei Familien soll ich auch noch Heimaufführungen fertigstellen!"

„Nun ja", meinte mein Kunde, „wenn ich nicht wüßte, daß Sie der richtige Mann sind, wäre ich ja auch nicht zu Ihnen gekommen. Meine Mittel sind allerdings nicht groß! Darum möchte ich gleich fragen, ob Ihnen tausend Mark genügen — mehr kann ich jetzt nicht aufwenden!"

„Tausend Mark?" Ich nickte. „Nun ja, unser gemeinsamer Freund hat Sie empfohlen — da will ich eine Ausnahme machen. Aber ich kenne Sie nicht, eine kleine Anzahlung ist nötig."

„Wenn Ihnen zwanzig Mark genügen? Ich pflege sonst nur per Bank zu zahlen —"

„Gut — für den Anfang. Danke! Was soll in dem Hochzeitspiel vorkommen? Heiratet Ihr Sohn oder Ihre Tochter?"

„Wollen Sie morgen Nachmittag zu mir kommen? Dann lernen Sie unauffällig die Eigenheiten meiner Angehörigen kennen und können daraus einen netten Jux machen, ja?"

Wir verabredeten uns und schieden als herzliche Freunde. Meine Frau stürzte zum Brotmann, bezahlte großartig die Rechnung und wir speisten zu Abend, so einig wie noch nie.

„Verzeihung", sagte ich an der Tür des erstaunlich einfachen Hauses, in dem der Auftraggeber wohnte, zu der energischen Dame, „ich möchte Herrn Klupp sprechen. Wegen der Familien-Aufführung!"

„Ach — Sie sind der Gauner!" schrie sie los. „Geben Sie sofort die zwanzig Mark wieder raus! Ich habe die Quittung in seiner Brieftasche gefunden, bevor er gestern in die Irrenanstalt transportiert wurde! Er hat zur bevorstehenden Hochzeit meiner Tochter für vierzigtausend Mark Sachen bestellt — jeder mußte doch merken, was mit meinem armen Mann los war!"

So schnell bin ich noch niemals Treppen hinuntergestürmt!

In einer Gastwirtschaft erholte ich mich für meine letzten drei Groschen bei einem Glas Bier und einem Telephongespräch mit meiner Frau, das folgendermaßen verlief:

„War der Geldbriefträger da?"

„Nein — nur Gas und Licht wurden abgestellt und das Telephonamt hat angerufen. Wir haben noch bis heute abend Frist. Was hast du erreicht?"

Meine Schilderung wirkte aufreizend auf mein Ehegespons. Ich zog es vor, den Hörer abzuhängen und sämtliche in der Gastwirtschaft vorhandenen Zeitungen durchzulesen. Es gelang mir, so kleine Schlucke vom Bier zu nehmen, daß es Nachmittag dabei wurde. Dann wagte ich, mich meiner Wohnung zu nähern.

Ich läutete — niemand öffnete. Ich läutete nochmals und immer wieder. Die Nachbarn hatten meine Frau nicht gesehen. Frau Schultze von nebenan schnupperte: „Riecht es hier nicht nach Gas?" Jetzt war es mit meiner Selbstbeherrschung zu Ende. Ich raste durch die Straßen, bis ich einen Schlosser gefunden hatte. Natürlich — meine Frau war jetzt gänzlich verzweifelt und hatte den Kopf verloren. Warum hatte ich gewissenloser Mensch auch einfach angehängt? Warum war ich nicht nach Hause geeilt, um sie zu trösten?

Das Sicherheitsschloß machte dem Mann eine wüste Arbeit. Nahezu eine Stunde murkste er daran herum — endlich sprang die Tür auf und zugleich hörte ich im Treppenhaus eine bekannte Kinder- und Frauenstimme. Ich beugte mich übers Geländer, während der Schlosser eine stundenlange Ausbesserung der erbrochenen Tür begann.

„Bist du schon da, Papa?" rief meine Tochter fröhlich. „Mutter und ich haben nur Gas und Elektrisch bezahlt, damit wir wieder Licht haben und kochen können — und auch das Telephon!"

„Ja", meine Frau lächelte in bester Laune. „Der Geldbriefträger brachte hundert Mark vor der Dings-Zeitung. Und weil du nicht nach Hause kamst, sagte ich mir, du würdest wohl im Kaffeehaus sitzen und deine Familie und das abgedrehte Gas und Licht vergessen. Bis vier Uhr mußte ich bezahlen. In einer halben Stunde wird alles in Ordnung sein."

„Und die Pakete?"

„Ach — darin ist nur ein neuer Besatz für meinen alten Mantel. Dann kann ich ihn noch tragen, und ein Kleid und Ueberschuhe für Karla. Hier — fünf Mark habe ich noch!"

Der Schlosser verlangte eigentlich vier Mark, aber er hatte ein Einsehen und nahm nur drei. Beim Bäcker haben wir nun ja wieder Kredit, aber das Geld ist und bleibt knapp. Und wenn auch diese Geschichte von jenem ungeschriebenen Hochzeitsspiel versagt, dann muß ich mich doch wohl nach einem anderen Beruf umsehen. Schade — ich wäre so gern berühmt geworden.

Chr. Walter Drey

Der Spion / Historische Skizze von Hubert Südekum

Friedrich der Große hat das Spionieren niemals leiden können. Er war für das Offene, Ehrliche — auch in der Politik, und mancher, der ihm heimlich etwas hinterbrachte oder seine Pläne auskundschaftete und verriet, mußte diesen Widerwillen des Königs hernach schrecklich fühlen.

Eines Tages, zum Exempel, stieß der König so heftig und schnell mit dem Krückstock auf den Boden seines Arbeitszimmers, daß selbst die Wachen draußen vermeinten, er habe schon wieder einen Spion beim Schopfe und donnere ihn an: „Er soll füsiliert werden!" Es war aber nicht so; denn noch hatte Friedrich den Verräter nicht, wohl aber einen Brief, fein säuberlich geschrieben und gut versiegelt, den seine Reiter einem fremden Kurier abgejagt hatten. Indes, der genügte wirklich, des Königs heftigsten Zorn zu erregen, und es war auch noch keine Stunde vergangen, da schleppten schon zwei Grenadiere einen Fremden, den sie auf des Königs Befehl verhaftet hatten, in das Schloß.

„Kennt Er diesen Brief?"

„Ja, Majestät", antwortete der, nachdem er sich schnell gefaßt hatte und dem König blank in die Augen schaute.

„Wer hat ihn geschrieben?"

„Ich, Majestät."

„An wen war er gerichtet?"

„An meinen durchlauchten Herrn, den Dogen von Venedig."

„Er ist also ein Spion, ein nichtswürdiger Spion. Er soll gehängt werden! Hat Er verstanden?"

„Majestät, ich bin kein Spion!"

„I, der Teufel hole Ihn!" wetterte der König. „Was ist Er denn? Hat er nicht meine Leute ausgehorcht? Hat Er nicht Verräter gefunden, die Ihm meine Geheimnisse mitteilten? Und hat Er nicht versucht, diese Geheimnisse seinem Dogen zu unterbreiten? Er soll sterben, Er Nichtsnutz! Oder Er soll mir auf der Stelle sagen, wer von meinen Ministern Ihm die Geheimnisse meines Kabinetts verraten hat. Wähle Er!"

„Ich kenne keinen Menschen in Berlin noch Potsdam. Selbst in ganz Preußen kenne ich niemanden, außer dem Wirt, bei dem ich wohne", antwortete der Fremde in auffälliger Ruhe. „Eure Majestät haben auch gewiß zu genaue Informationen über mich, um zu wissen, daß ich nirgends von Politik spreche und nirgends spioniere."

„Er ist ja ein ganz infamer Kerl! Kann Er sich immer so gut ausreden?"

„Ich will mich nicht ausreden, Majestät. Aber ich will mich auch zu nichts bekennen, was ich nicht bin!"

„Hm —", sann der König, dem der Mut seines Gefangenen gefiel. Dann musterte er diesen von unten bis oben, nahm eine Prise und fuhr etwas ruhiger fort: „Er ist nicht übel. Doch woher weiß Er, was Er in dem Briefe schreibt? Er muß doch einen Zuträger haben."

„Eure Majestät irren. Ich habe keinen Zuträger."

„Gut, so mag Er keinen haben. Er soll frei sein, aber Er soll mir vorher das Mittel nennen, mit dem es Ihm geglückt ist, meine größten Geheimnisse zu erfahren."

Der König schaute sein Gegenüber erwartungsvoll an, aber schlagfertig kam die Antwort: „Ich weiß sie allein von Eurer Majestät selbst —!"

„Hält Er mich zum Narren?"

„O nein, Majestät. Vor sechs Wochen haben Eure Majestät diese Nachricht in Berlin öffentlich angeschlagen; nicht lange danach stand dieser Artikel in der „Nürnberger Zeitung"; ein wenig später las ich in der „Frankfurter" und „Magdeburger Zeitung" diesen andern Artikel und bald darauf wieder diese Bekanntmachung. Da nun Eure Majestät nichts vergebens zu tun pflegen und immer richtig räsonnieren, so habe ich versucht, dem Gang Ihrer Ideen zu folgen, und das Resultat davon war, daß Eure Majestät notwendig den von mir angegebenen Plan entworfen haben mußten."

Der König war sprachlos vor Erstaunen. Er wandte sich um und durchmaß einige Male das Zimmer, dann blieb er vor dem Fremden stehen: „Sag Er mir nur, wie ist es möglich, daß Ihn seine Perücken nicht besser zu brauchen wissen? Aus welchem Lande ist Er?"

„Auch dem Vaterlande des armen Homer, aus Cephalonien."

„Hm Höre Er! Ich will Ihn sogleich in meine Dienste nehmen, ich ernenne Ihn zum Grafen, und sobald Er seine Entlassung vom Dogen hat, geht Er als Gesandter nach Petersburg. Nimmt Er an?"

„Ich stehe Eurer Majestät zu Diensten."

„Das ist recht von Ihm. Und nun laß Er uns von literarischen Dingen sprechen."

*

Wir wissen, daß Friedrich der Große in der Tat nichts vergebens zu tun pflegte. Der Graf Lusi hat von dieser Zeit an zwanzig Jahre als preußischer Gesandter zu Petersburg gelebt, und der Alte Fritz hat es nie bereut, daß er diesem ehemaligen Spion vielleicht seinen wichtigsten Gesandtenposten einräumte.

Das sinkende Wrack

Eine laue Tropennacht senkte sich herab auf das Meer und auf unser Schiff.

Wir saßen noch an Deck in leichten Korbsesseln — der Kapitän, ein Arzt, der aus der Fremde in die Heimat zurückkehrte, dessen Gattin, meine Frau und ich selbst, in angenehmer Unterhaltung beisammen. Vom silberfunkelnden Licht des südlichen Mondes überstrahlt, lagerten um uns her alle Gegenstände an Deck, ragte der hohe Mast mit der Radioantenne in die laue Nachtluft, als wiese er mahnend empor zur gewölbten Kuppel des stahlblauen Himmels mit ihrer zauberisch schönen, glänzenden Sternenpracht.

„Ja, Sie sind ein großer Tierfreund, Herr Kapitän", wandte sich gerade meine Frau an den Lenker des Schiffes, der soeben von der Kraft und der Schönheit der Möven erzählte, die am vergangenen Abend in Scharen das Schiff umgaukelt. „Ich beobachtete gestern — verzeihen Sie die Indiskretion —, wie Sie mit einer kleinen, hübschen, schwarz und weißen Katze spielten. So kann nur ein Tierfreund zu einem Tier reden."

„Sie haben recht, gnädige Frau, besonders Kätzlein sind meine Lieblinge", bestätigte er, und ein sinnender Zug trat auf sein von Wind und Wetter gegerbtes braunes Antlitz. „Mein Kätzlein ist ein Nachkomme jenes Tieres, mit dem ich das grauenvollste Abenteuer meines Lebens bestanden habe. Soll ich es Ihnen erzählen, meine Herrschaften?"

„Es war vor längerer Zeit. Da führte ich einen kleinen Dampfer nur mit geringer Besatzung und fast leerem Raum über das Weltmeer nach Europa zurück. Meine Ladung hatte ich gelöscht und dafür gediegenes Gold in einer Kiste an Bord mitgenommen. Außer einigen Südfrüchten, etwas Kaffee und Tabak hatte ich, wie gesagt, keine Ladung. Das Wetter war günstig, und meine sieben Leute, die das Schiff bedienten, waren anständige Menschen, mit denen man ein vernünftiges Wort reden konnte. Liebliche Stunden auf diesem Dampfer aber bereitete mir mein Kätzlein, das kleine schwarzweiße, das ich aus der Heimat mitgenommen hatte. Sie lebte mit mir zusammen in der Kapitänskajüte und huschte nur nachts hinüber in die Kombüse, um sich an dem warmen Herd in dem Korb, mit Zeugfetzen ausgepolstert, zur Ruhe zu begeben.

Da sank eines Tages das Barometer erschrecklich tief. Im Westen zog dunkles Gewölk empor, und wir bereiteten uns vor auf das, was kommen mußte: Sturm! Und er kam, kam mit beängstigender Kraft für ein kleines Schiff in diesem gefährlichen, klippenreichen Fahrwasser. Brüllend raste er daher, aufwühlend die See in ihren tiefsten Tiefen. Heulend wuchtete er durch die Takelage, die knarrend und ächzend sich bog vor seinem Regiment. Donnernd prallten die Wogen an unseren Rumpf, krachend wüteten sie über den Bug und prasselnd sausten weißgischtige Sturzwellen über das bebende Heck. Es war das gewaltigste Unwetter, das ich jemals erlebt. Gleich einer Nußschale wurde mein Schifflein hin- und hergeworfen, als sei es ein Spielball furchtbarer Gewalten, die es verderben wollten. Da nahte wiederum ein Wellenberg. Schreckverbreitend polterten die Kolosse über Deck, prasselten sie nieder auf die festgefügten Luken, gurgelten sie über die blankgeputzten Planken, eilten, liefen und stürmten sie in großen und kleinen Rinnsalen in die entlegensten Winkel, krochen sie, drängten sie sich hinein in die kleinsten Ritzen und Spalten. Ich stand selbst am Steuer, während der Maat Ausguck hielt. Mein traniger Mantel troff von salziger Flut wie ein Seehundsfell. Mit gespreizten Beinen stand ich am Steuer, die Füße schienen sich hineinzubohren in den Boden, auf dem sie so wenig Halt fanden. Meine Finger krallten sich mit zuckenden Muskeln in die Speichen des Rades. So stand ich da im heulenden Sturm, im brüllenden, wütenden Wogenprall. Ich wollte nicht weichen. Nein, nein und abermals nein! — Doch da geschah das Schreckliche, das Entsetzliche und doch Gefürchtete. Ein furchtbarer Stoß erschütterte das Schiff, ein gräßliches Knirschen zerschnitt die abendliche Luft, ein Bersten und Krachen. Ein Splittern und Knicken. Ich horchte. Aber nur das Dröhnen des Sturmes antwortete mir. Da kam es taumelnd, überall sich anklammernd, zu mir heran, der erste Offizier: Kapitän, Wasser im Raum, ein furchtbares Leck. Der Zimmermann sagt, es sei unmöglich. Die Pumpen sind zu schwach! Wir sinken! — Wir sahen den Tod vor Augen, den wir als brave Seeleute nicht fürchteten. Das war das Meer, das wir so oft bezwungen. Nun hatte es uns besiegt.

Wir sanken — aber der Himmel hatte es anders beschlossen. Der Donner des tobenden Wetters eilte gen Ost. Die rauschende See glättete sich mehr und mehr. Aus einem Wolkenschlitz lugte der Mond und sandte seinen goldenen Strahl auf die Kommandobrücke, die ich nicht verlassen wollte. Wieder hallten Befehle über Deck. Die Goldkisten waren im Boot verstaut. Alle Mann hatten das Schiff verlassen. Auch für mich hatte es keinen Zweck, mich nutzlos zu opfern. Ich war der Letzte, der vom Schiff Abschied nahm. Doch plötzlich durchzuckte wie glühendes Eisen ein Gedanke mein Gehirn. Wo ist die Katze? Habt ihr die Katze gesehen? Alle schüttelten die Köpfe. Dann wenden, augenblicklich wenden und zurück zum Schiff. Sie sahen mich an mit eigentümlichen Blicken. Zurück zum Schiff, ich, euer Kapitän, befehle es euch! Wenige Augenblicke später befand ich mich wieder auf meinem Schiff. Und nun suchte ich, stürzte in die Kajüte, suchte zwischen gurgelnden Wasserbächen, die von allen Seiten auf mich einstürmten, watete, schwamm in die Kombüse, suchte, suchte, bis ich endlich auf einer hohen Säule aufgeschichteter Taue, kaum eine Spanne über dem gurgelnd eindringenden Wasser meine Katze fand, die ich an mich riß, als hätte ich den größten Schatz gerettet. Nun aber galt es das Leben. Das Schiff sank, sank, sank. Als sich nach zwei Minuten die Fluten gurgelnd über seinem Maste schlossen, da war ich mit meiner Katze gerettet in unserem Boote."

Dr. phil. Schmidt